



Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Neger!

So begann der deutsche Bundespräsident Heinrich Lübke 1962 seine Rede in Liberia, in Afrika: das jedenfalls behaupteten die Zeitungen zu Hause in Europa; und dass Lübke mauretanische Gesandte zum Abschied ermunterte: „Na, dann wünsche ich Ihnen noch eine gute Entwicklung da unten“, das ist verbürgt. Bis auf die Wortwahl hat sich seit 1962 leider wenig geändert an der Einstellung vieler Europäer zu Afrika. 1962! Da war ich 16, also ungefähr so alt wie heute viele unserer KLASSENsÄTZLER; und schon damals wusste ich altklug:

Der Ton macht die Musik, das Wort macht den Text, wie man in den Wald ruft, so schallt es heraus, und in jedem Gemeinplatz steckt immer auch ein Stück Wahrheit.

So wie wir reden, so werden wir „wahr“-genommen – selbst wenn wir lügen. Wie wir uns ausdrücken, das sagt viel über jeden von uns: über unser Herkommen, lokal und sozial, über unsere Bildung und über unsere Einstellung. Deshalb lohnt es sich auch, ein bisschen an seiner Sprache zu arbeiten – sich das Sächseln abzugewöhnen wie Katharina Witt, die seither eine gute Figur macht: nicht mehr auf dem Eis, aber auf dem Podium von Talkshows oder sich eine so pomadige Sprechweise anzugewöhnen, dass einem als Hochstapler gierige Banker noch ein paar Millionen hinterherschmeißen.

Wir müssen nicht alles sagen, was wir denken, besser nicht! – aber wir können nichts sagen, was wir nicht vorher gedacht haben. Die Sprache ist der Ausdruck unserer Gedanken. Je mehr wir wissen, je mehr wir schon erfahren haben, desto mehr Material steht uns zur Verfügung, um es aus unserem Hirn auf unsere Zunge zu transportieren. Aus der Politik und von Hollywood-Komödien wissen wir, dass es nicht so sehr darauf ankommt, was man sagt – vielleicht ja im Grunde gar nichts – sondern wie man es sagt – nämlich einfühlsam, diplomatisch und intelligent in der Politik, schlagfertig, überraschend und entwaffnend in der Komödie.

Wer sich gut ausdrücken kann – zeitgemäß, aber nicht ranschmeißerisch – der hat es leichter: bei der Jobsuche, bei der Wohnungssuche, bei der Partnersuche; der hat genügend gelernt, um Wahlprogramme und Außenseiter zumindest sprachlich zu verstehen; der gewinnt mehr facebook-Freude und kommt schneller in den Himmel; denn wenn am Anfang – laut Bibel – das Wort war, dann wird man ja wohl am Ende im Paradies auch eher auf Wörter als auf Jungfrauen stoßen. Meine Eltern, Guntram und Irene Rinke, sind dort bereits eingetroffen, und beiden lag zu ihren Lebzeiten eine originelle Sprache am Herzen und auf der Zunge.

Zu Beginn unserer Stiftungsarbeit haben wir deshalb in ihrem Namen den Sprachpreis für ein aktuelles Buch vergeben; und wir haben – ein Jahr über das andere – einen Schriftsteller finanziell ermutigt, zwölf Monate lang Tagebuch zu führen, unser TAGEWERK, und das tun wir immer noch. Für dieses Jahr konnten wir Thomas Glavinic in Wien auf diese Weise überzeugen und sind selbst überzeugt: das wird wilde Lektüre.



Statt aber weiterhin etablierte Autoren zu prämiieren, wollen wir jetzt lieber junge Menschen dabei unterstützen, Gedanken zu entwickeln, zu formulieren und sich mit Sprache auseinanderzusetzen.

Im vorigen Jahr haben wir auf der Privatschule Schloss Torgelow damit begonnen, und wir sind sehr froh, dass wir mit Heiko Reich und dem Projekt KLASSEnSÄTZE nun auch eine Möglichkeit gefunden haben, in Hamburg, am Sitz der Rinke-Stiftung, unsere Idee von Sprachförderung umzusetzen.

„Ich in meiner Zeit“, das war immer mein – leicht egomanes – Leibgericht, das ich in Liedern, in Briefen und in Filmen durchgekaut und durchgeklaut habe: so unangestrengt wie möglich, so ernsthaft, wie ich konnte, und so selbst-ironisch, wie es sein muss, um seiner Umgebung die Ergebnisse zuzumuten.

Die Wettbewerbsbeiträge zu diesem Thema habe ich konzentriert gelesen. Bemerkenswert, dass viel mehr Mädchen als Jungen zu den Auserwählten gehören. Wird Deutschland allmählich zum Land der Dichterinnen und Denkerinnen? Erstaunlich auch, dass sehr viele Texte in Traumwelten stattfinden; die Realität der Rahmenhandlung hat dem gegenüber oft weniger mit Menschen als mit Techniken zu tun: Play Stations, Smartphones – so ist das wohl bei „uns in unserer Zeit“. Lange, twitter-untaugliche Satzgebilde liest man kaum noch. Thomas Mann wäre enttäuscht, ich nehme die Sätze eher wie kurze Schnitte im Film. Schön zu sehen: die Lust, sich in andere Menschen und Welten hineinzusetzen, beflügelt die Phantasien der Schreiber. Diese Lust am Fabulieren wurde von einigen Jurorinnen weit höher bewertet als „alt“-kluge Gedanken, - hörte ich hinterher, aber unterschiedliche Meinungen führen ja oft zu schlauerer Ergebnissen als blöde Hurra-Schreie.

Als ich jung war, wollten so viele unbedingt die Welt verändern, sofort. Heute wollen die meisten erst einmal die Welt erleben. Dabeisein, überall: im Stadion, im Flugzeug, im Senegal. Im Jemen zurzeit vielleicht doch nur im Fernsehen. Verändern kann man dann ja später immer noch: die Welt – oder sich selbst.

Nachdenken, Formulieren, Handeln. Ich wünsche mir, dass unser Wettbewerb ein bisschen dazu beigetragen hat, diese Reihenfolge in den Köpfen der Teilnehmer zu verankern. Ich weiß aus eigener Erfahrung: man kann auch schon über das nachdenken, was man noch nicht ganz versteht, und später darüber sogar sprechen. Die richtige Wortwahl ist dabei die passende Bekleidung für Eure Gedanken: Ihr sagt dann dazu vielleicht „total cool die Klamotten“, meine Mutter hätte eher „totschicke Kostüme“ gesagt. Mega-angesagt oder echt abgefahren, egal – gutes Deutsch steht jedem.

Ich beglückwünsche die Sieger, ich fühle mich denen verbunden, die es nicht auf die ersten Plätze geschafft haben, und ich wünsche uns allen ‚in unserer Zeit‘ die Zukunft, die wir verdienen.